

"Der grösste Luxus ist Zeit"

Autor(en): **Papazoglou, Liza / Mösli, Simone**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **92 (2017)**

Heft [2]: **Bescheiden wohnen**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-737491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ÜBER VERSCHLUNGENE WEGE ZU SICH GEFUNDEN

«*Der grösste Luxus ist Zeit*»

TEXT: LIZA PAPAZOGLU / FOTO: VERA MARKUS

Teure Wohnung mit Seesicht, teures Auto, guter Lohn – das war einmal. Simone Mösli hat sich von materiellem und sonstigem Ballast befreit und lebt heute bescheiden, aber viel zufriedener.

ZUR PERSON

Simone Mösli (49) hat nach einer Krise ihren gut bezahlten Job aufgegeben und absolviert ein Zweitstudium in Sinologie. Sie lebt mit einem Budget von 1500 Franken im Monat in einer Zürcher Genossenschaftswohnung.

Zurück zu den Wurzeln, buchstäblich. Ein riesiger Rosmarinstrauch, Lavendel, Blumen, Kräuter. Simone Mösli zeigt ihr Gärtchen neben dem Sitzplatz, das sie liebevoll selbst angelegt hat und das ihr sichtlich am Herzen liegt. «Als Nächstes kommen Kartoffeln in den Boden. Sechs Meter ab Haus darf ich nutzen. Kartoffeln sind tolle Pflanzen – und ich kann sie essen. Das entlastet mein Budget», stellt sie fest. Eine spürbare Entlastung, wenn pro Woche nur vierzig Franken für Nahrungsmittel zur Verfügung stehen.

Seit einem Jahr wohnt die weitgereiste Frau in einer kleinen Zweizimmerwohnung in Zürich Albisrieden, in einer dieser typischen Genossenschaftssiedlungen aus den 1950er-Jahren. Chlötzliparkett, bescheidenes Bad, wenig Möbel. Verschlungene Wege und eine schwere Krise haben sie hierhergeführt. Wo sie sich ausgesprochen wohlfühlt, wie sie versichert. Und zuhause wie selten zuvor. An ihr früheres Leben erinnert lediglich noch ein Topf mit einem unauffälligen Gewächs, dessen Blätter grün glänzen: eine Kaffeepflanze. Ein übrig gebliebener Spross einer anderen Zeit.

Kaffee und China

Simone Mösli hat ursprünglich Biologie studiert und über Koffein in Kaffeepflanzen doktriert. Das war 1997. Zu der Zeit war es allerdings auch mit Dokortitel schwierig, einen Job auf ihrem Gebiet zu finden. Für die unkomplizierte Frau, die auch schon als Sekretärin und Uhrmacherassistentin gejobbt hat, war das kein Drama: «Ich habe mich halt anderswo beworben. Zu meiner eigenen Überraschung hat es gleich geklappt mit einer Bewerbung für eine Stelle als Steuerkommissarin beim Kanton.» Das dafür nötige Fachwissen verschafft sie sich nachträglich nebenbei. Bald schon geht es karriere-technisch aufwärts; nach der Beförderung zur Abteilungsleiterin folgen Stationen als Divisionschefin und später beim städtischen Steueramt als Geschäftsleitungsmitglied. Jahre des Erfolgs, mit gutem Lohn, Wohnung mit Blick auf den Zürichsee, Mercedes.

Nach aussen hin ist also alles auf Hochglanz. Wirklich glücklich ist Simone Mösli aber nicht. Die Routinearbeiten langweilen sie, Reorganisationen, die sie mitzutragen hat, sind zwar interessant, vergiften aber das

Klima und führen zu unschönen internen Kämpfen. Das alles setzt ihr schleichend zu, sie leidet sporadisch unter depressiven Verstimmungen. Ein Lichtblick in dieser Zeit ist eine grosse Rundreise durch China, auf die sie 2007 ihre Mutter begleitet, und wo sie sich verliebt. «Dort war es wirklich wahnsinnig toll!» Die Biologin im Finanzfach beschliesst, Chinesisch zu lernen, und beginnt nach der Rückkehr mit Privatstunden.

2013 kündigt Simone Mösli schliesslich ihre Stelle bei der Stadt, um an einer Pekinger Universität einen halbjährigen Sprach-

«Mit jedem Stück, das ich loswurde, fühlte ich mich mehr entlastet.»

kurs zu belegen. Eine eindrückliche Zeit, von der sie mit Wärme spricht. In Peking teilt sie in einem Studentenwohnheim mit einer Südkoreanerin ein Zehn-Quadratmeter-Zimmer. Was ab und zu natürlich zu Spannungen führt. «Dabei war das die Edelunterkunft für Ausländer. Chinesische Studenten leben in so einem Zimmer zu sechst», erzählt sie lachend.

Eigentlich würde sie gerne bleiben; von der Abreise hat sie aber einem früheren Arbeitgeber zugesagt, dort als Stabschefin einzusteigen. Pflicht geht vor. So kehrt Simone Mösli zurück in die Schweiz, ziemlich abenteuerlich: per Auto über die Seidenstrasse mit einer chinesischen Reisegruppe.

Ballast abwerfen

Eine schwarze Zeit beginnt. Der Vater wird krank, Simone Mösli kämpft selber mit gesundheitlichen Problemen, die Depressionen verschlimmern sich. Irgendwann läuft nichts mehr. Im Herbst 2014 kommt der Zusammenbruch, es folgt ein längerer Klinikaufenthalt. Simone Mösli verstummt. Dafür tanzt sie und malt viel. Und findet allmählich zu sich. Heute kann sie über ihre Erfahrungen wieder reden. «Ich war total getrimmt auf Leistung, Sicherheit. Es war klar, dass es nach diesem Hammer nicht gleich wie zuvor weitergehen konnte.» Der enorme Leidensdruck habe ihr schliesslich den Mut zum Ent-

scheiden gegeben. Für ein anderes Leben, mit weniger Berechenbarkeit, aber Raum für das, was wirklich zählt.

Und das war, im Nachhinein, eine Riesensbefreiung. «Es hat eingeschlagen wie ein Komet», sagt Simone Mösli. Sie beschliesst, ein Zweitstudium in chinesischer Sprache und Kultur zu machen. Daneben will sie malen. Sie kündigt die Stelle, dann die alte Wohnung, verscherbelt oder verschenkt Möbel, Auto, Kleider, fast den ganzen Haushalt. «Mit jedem Stück, das ich loswurde, fühlte ich mich mehr entlastet.» Darüber habe sie viel nachgedacht; hätte sie das alles aufgeben müssen, hätte sie es wohl als Verlust empfunden. So aber wirft sie Ballast ab.

Zeit statt Geld

Ihr neues Leben erfordert Beschränkung. 1500 Franken im Monat müssen reichen – für alles. Denn Unterstützung vom Staat möchte Simone Mösli nicht; sie lebt von Erspartem, Gelegenheitsjobs und Zustüpfen ihrer Mutter. Um mit einem derart schmalen Budget durchzukommen, braucht es zuallererst eine günstige Miete, was die Genossenschaftswohnung mit 600 Franken auch bietet. Der zweitgrösste Posten ist die Krankenkasse. Viel bleibt da nicht übrig. Fleisch fehlt deshalb weitgehend auf dem Speisezettel; mit dem Handy telefoniert Simone Mösli nur, wenn es sein muss. Ein VBZ-Abo liegt nicht drin, Ausflüge oder ein Kaffee auswärts sowieso nicht. Neue Kleider gibt es selten, und wenn, dann secondhand. Im Übrigen wird man erfinderisch und ist fast alles organisierbar, hat sie festgestellt. Einem Bekannten etwa macht sie die Steuererklärung und wird dafür zum Essen eingeladen, von einer Nachbarin, der sie bei Bewerbungsschreiben hilft, wird sie im Gegenzug massiert. «Das finde ich super lässig!»

Bescheiden? Nein, das sei ihr Leben eigentlich nicht. «Ich habe den grössten Luxus, den man sich heute leisten kann: Zeit.» Früher musste alles husch, husch gehen. Heute kann Simone Mösli wieder in die Tiefe gehen. Darf lernen. Kann tagelang über einer Übersetzung brüten. Malt. Schaut regelmässig bei ihrer betagten Nachbarin vorbei. Pflegt ihr Gärtchen. Und sich selbst. «Für mich ist so zu leben kein Verzicht. Es ist ein unschätzbare Gewinn.»